

Lübecker Volksbote

Tagesszeitung für das arbeitende Volk

Der Lübecker Volksbote erscheint am Nachmittag jeden Werktag. Abonnementspreis frei Haus halbjährlich 1.— Reichsmark, durch die Post bezogen pro Monat 1.80 Reichsmark einschließlich Postgebühren. Anzeigenpreis für die neungespaltene Millimeterzeile 10 Reichspfennig, bei Versammlungs-, Vereins-, Arbeits- u. Wohnungsanzeigen 8 Reichspfennig. Reklamen die breitgespaltene Millimeterzeile 50 Reichspfennig.

Nummer 292

Dienstag, 13. Dezember 1932

39. Jahrgang

Winterhilfe!

Aufhebung der Tarif-Notverordnung

Berlin, 13. Dezember (Radio)

Das Reichskabinett wird sich am Mittwoch mit der Frage beschäftigen, in welchem Umfang eine Winterhilfe durchgeführt werden kann. Der Reichsfinanzminister will heute im Haushaltsausschuß des Reichstages die Finanzlage des Reiches und die finanzielle Entwicklung im kommenden Haushaltsjahr ausführlich darstellen.

Anfang der kommenden Woche soll die Aufhebung der Lohnpolitischen Verordnung, d. h. Aufhebung der Ermächtigung der Unternehmer zu Tarifunterbrechungen bei Mehrereinstellungen erfolgen.

Am Donnerstag findet eine Reichsratssitzung statt, in der die Amnestievorlage zur Beratung steht.

Am Freitag folgt eine Sitzung des Auswärtigen Ausschusses des Reichstages.

Die Anträge des Reichstags

Im Haushaltsausschuß des Reichstages wurden am Montag durch die Initiative der sozialdemokratischen Fraktion sowohl für die Winterhilfe als auch im Abbau der Papennotverordnungen beachtliche Fortschritte erzielt.

Abgeordneter Aufhäuser (Soz.) berichtete über den Beschluß des Sozialpolitischen Ausschusses zur Winterhilfe, die auf der Grundlage der sozialdemokratischen Forderungen einstimmig angenommen worden waren. Die Reichsregierung wird danach aufgefordert, für alle Arten von Empfängern öffentlicher Unterstützungen und Renten eine zusätzliche Winterhilfe zu schaffen, deren Durchführung den Gemeinden übertragen wird. Diese Hilfe besteht in unentgeltlicher Belieferung mit Naturalien und Kleidungsstücken, wobei eine Verminderung der Geldunterstützung nicht eintreten darf. Die Mittel hierfür stellt das Reich den Gemeinden zur Verfügung. Verlangt hatten die Sozialdemokraten im Sozialpolitischen Ausschuß, daß bestimmte Quantitäten von Brot, Fleisch und Kohle für die Erwerbslosen bereitgestellt werden. Diese Forderung war im Sozialpolitischen Ausschuß fallen gelassen worden. Im Haushaltsausschuß traten nun die Nationalsozialisten für die Wiederherstellung der sozialdemokratischen Forderung ein. Sie nahmen also eine andere Stellung ein als im Sozialpolitischen Ausschuß.

In der Finanzierungsfrage wurden keine Beschlüsse gefaßt. Die Deckung bleibt der Regierung überlassen. Abg. Herz (Soz.) stellte gegenüber dem Reichsfinanzminister hervorgehobene Finanzierungsschwierigkeiten fest, daß der sozialdemokratische Antrag für Brot 70 Millionen Mark, für Kohlen 70 bis 80 Millionen und für Fleisch 40 Millionen Mark beansprucht. Die Deckungsvorschläge reichten für jene Ausgaben aus. Die Regierung habe erst kürzlich wieder 100 Millionen Mark für Roggenzuführung zur Verfügung gestellt, sie solle entsprechend der Erklärung des Staatssekretärs Blaud im Plenum endlich einmal sagen, wieviel Millionen sie zur Verfügung stellen wolle. Die sozialdemokratischen Deckungsvorschläge: Aufhebung des Treibstoffbeimischungs-zwangs, Wiederherhebung der Ausgleichsabgaben für Mineralöle usw. brächten ungefähr 170 Millionen.

Die Regierung wollte nur eine Verbilligungsaktion durchführen, aber keine unentgeltliche Lieferung. Sie wird nun gezwungen sein, ihren bisherigen Standpunkt zu korrigieren. Jedenfalls liegt eine einmütige Willenserklärung des Ausschusses vor, die Winterhilfe in der Form durchzuführen, wie sie die Sozialdemokraten im Sozialpolitischen Ausschuß skizziert haben.

SA-Mann als Brandstifter

Weimar, 13. Dezember (Radio)

Am Montag fand in Weimar (Kreis Weimar) unter starkem Andrang der Landbevölkerung eine Schwurgerichtsverhandlung statt, in der ein früherer SA-Scharführer Erbs wegen drei vollendeter Brandstiftungen zu drei Jahren Zuchthaus und 4 Jahren Ehrverlust verurteilt wurde. Die Ursache zu den Brandstiftungen lag, wie aus der Verhandlung hervorging, in politischen Spannungen zwischen Nationalsozialisten und Landbündelhängern, die besonders in Schüringen stark in Erscheinung getreten sind und heute noch bestehen.

Berlin, 13. Dezember (Radio)

Die Beratungen im Haushaltsausschuß des Reichstages zur Winterhilfe sind ein Beweis dafür, wie falsch die Vertagung des Reichstages war, denn dieselben Beschlüsse, die im Ausschuß gefaßt wurden, hätten im Plenum mit Mehrheit beschloffen werden können. Dadurch hätte rechtzeitig die Winterhilfe, und zwar sicherlich in ausreichender Form gesichert werden können, als sie die Regierung beschließen dürfte.

Der zweite Punkt der Beratungen des Haushaltsausschusses betraf die Verordnung vom 5. September. Im Reichstagsplenum war nur die sozialpolitische Blanko-Vollmacht zum Umbau der gesamten Sozialpolitik aufgehoben worden, aber noch nicht die Ausführungsverordnung vom 5. September, d. h. die lohnpolitische Verordnung. Die Sozialdemokraten verlangten einen Beschluß auf Aufhebung dieser Verordnung. Reichsarbeitsminister Dr. Schrup erklärte, die Regierung sei bereit, die Lohnverordnung vom 5. September aufzuheben. Die technische Durchführung erfordere aber noch eine Sonderberatung. Noch am Montagabend wurde in einem Unterausschuß über die notwendigen Uebergangsbestimmungen vor allem über die Uebergangsrufen beraten. Ueber das Ergebnis dieser Beratungen erstattet Aufhäuser am Dienstag im Haushaltsausschuß Bericht.

Heute wird sich der Haushaltsausschuß auch mit der Aufhebung der Notverordnung vom 14. Juni beschäftigen, die die

Unterstützungssätze

fürzte.



Reichsaussenminister von Neurath aus Genf zurück

Nach Abschluß der Genfer Fünf-Mächte-Konferenz, die bekanntlich für Deutschland die grundsätzliche Anerkennung der Gleichberechtigung gebracht hat, traf Reichsaussenminister Freiherr von Neurath (links) wieder in Berlin ein, wo er von Staatssekretär z. D. von Rheinbaben (rechts) empfangen wurde.

Was bedeutet Genf?

Die Möglichkeit eines Fortschritts

Lübeck, 13. Dezember

Die Einigung auf der Genfer Fünfländerbesprechung ist insofern ein bedeutendes und erfreuliches Ereignis, als sie die Rückkehr Deutschlands in die Abrüstungskonferenz ermöglicht. Schon das allein ist ein wichtiges Ergebnis, wenn man bedenkt, daß die Konferenz seit dem Sommer praktisch lahmgelegt war, als die Regierung Papen beschlossen hatte, so lange an ihr nicht wieder teilzunehmen, bis nicht die deutsche Gleichberechtigung grundsätzlich zugestanden werden würde. Der im September unternommene Versuch, ohne Deutschland weiterzuberaten, erwies sich sehr bald als undurchführbar, weil die wichtigsten Beschlüsse in der Luft hingen, so lange die Zustimmung Deutschlands fehlte.

Die Genfer Einigung ist aber auch aus einem andern Grunde erfreulich: sie erledigt zugleich den gefährlichen Vorschlag des Amerikaners Norman Davis, der dahin ging, die gesamte Konferenz auf zwei bis drei Jahre zu vertagen und sich einstweilen mit dem Abschluß eines sogenannten Vorvertrages zu begnügen, der lediglich die überaus dürftigen bisherigen Teilergebnisse umfaßt hätte. Dieser Vorschlag, der praktisch die Vertagung jeder ernsthaften Abrüstung auf den Sanftnimmerleinstag bedeutet hätte, ist damit abgewehrt.

Was bedeutet aber wirklich die Genfer Einigungsformel? Wenn man den Pariser Nationalistenblättern Glauben schenken wollte, würde sie eine glatte „Kapitulation Herriots“ vor Deutschland darstellen. Aber auch die offiziöse Schleicher-Presse bezeichnet sie als einen großen Sieg des deutschen Standpunktes. Hingegen äußert sich die offiziöse Pariser Presse sehr zufrieden und versichert, daß Frankreich im wesentlichen seine Sicherheitsforderungen durchgesetzt hätte, ohne die Zukunft hinsichtlich der deutschen Gleichheitsforderungen zu präjudizieren.

Die Angriffe der französischen Rechten auf Herriot entspringen durchsichtigen innerpolitischen Gründen. Sie sind das Trommelfeuer, mit dem die Reaktion die Regierungsfestung für die neue Schuldendebatte sturmreif machen will. Umgekehrt soll das überhörschwellige Lob, das die deutsche Regierungspresse dem Kabinett Schleicher spendet, dazu dienen, die noch schwache Existenzgrundlage der neuen Reichsregierung zu untermauern.

Wir Sozialdemokraten haben wahrhaftig Gründe genug, um unsere Opposition gegen das Kabinett Schleicher mit unverminderter Schärfe fortzuführen. So daß wir es nicht nötig haben, einen außenpolitischen Erfolg dieser Regierung

zu bestreiten, wenn er wirklich erzielt worden sein sollte. Und so wollen wir anerkennen, daß das Abenteuer, das die Regierung Papen-Neurath gewagt hatte, als sie den Boykott über die Abrüstungskonferenz verhängte, unter der Regierung Schleicher-Neurath einigermaßen glimpflich beendet worden ist. Wir wollen sogar nachträglich feststellen, daß dieses gewagte Spiel vielleicht notwendig gewesen ist, um Frankreich zu einer wenigstens theoretischen Bejahung der deutschen Gleichberechtigung zu bewegen.

Aber steht nicht der Preis, mit dem dieser Erfolg erkämpft wurde, in einem Mißverhältnis zu dem tatsächlichen Wert der erreichten Zugeständnisse? Hat nicht Frankreich in dieser Zwischenzeit mit sichtbarem Erfolg die diplomatische Isolierung Deutschlands betreiben können? Allein die russisch-französische und russisch-polnische Annäherung, ganz abgesehen von dem englisch-französischen Konsultationspakt von Lausanne, ist eine Tatsache, die durch den positiven Abschluß der Genfer Fünfländerbesprechung nicht aus der Welt geschafft wird und diesen sogar überdauern dürfte, während die Genfer Formel ihre Wirksamkeit erst noch erweisen muß.

Gewiß: es ist ein unbestreitbarer Fortschritt, wenn heute Frankreich zugibt, daß es einer der Grundsätze der Konferenz sein soll, den besiegten Staaten die Gleichberechtigung zu verschaffen, und daß das künftige System allen Nationen die Sicherheit bieten muß. Es ist ferner nicht zu unterschätzen, daß diese Grundsätze im künftigen internationalen Abrüstungsabkommen „verförpelt“ werden sollen, denn das bedeutet rechtlich die von Deutschland geforderte Erhebung des Teils V des Versailler Vertrages durch die künftige Abrüstungskonvention. Es ist auch ausdrücklich vereinbart, daß eine Konvention, die alle Staaten zur Rüstungseinschränkung verpflichtet, unverzüglich ausgearbeitet wird. Dagegen legen wir auf die auf Betreiben Englands beschlossene neue feierliche „Nie-wieder-Krieg“-Erklärung keinen besonderen Wert, denn sie wird nur eine Wiederholung des Völkerbundstatuts, der Locarno-Verträge und des Kellogg-Pattes darstellen und dazu fehlt jede Veranlassung. Die Mächte täten besser, dafür zu sorgen, daß die bereits vorhandenen Verpflichtungen wirklich respektiert werden, während sie gerade jetzt im Mandatsstreit-Konflikt das Beispiel einer sträflichen Gleichgültigkeit bieten.

Indessen: so wertvoll die Genfer Formel an sich sein mag, und sei es nur, weil sie die Rückkehr Deutschlands in die Konferenz ermöglicht und diese somit vor der drohenden

Wierzig Millionen Untermenschen?

Von Philipp Scheidemann

Katastrophe eines Scheiterns bewahrt, nichts wäre verfehlter, als zu glauben, daß damit die Zukunft der Konferenz gesichert und die schwierigsten Hindernisse bereits weggeräumt seien. Im Gegenteil: Der Kampf in Genf wird nun erst recht beginnen, der Kampf um die Auslegung und die praktische Anwendung der verschiedenen, ziemlich allgemein gehaltenen Ausdrücke der Genfer Einigungsformel: Der Kampf um die Begriffe der „Gleichberechtigung“ und der „Sicherheit“, der Kampf um die versprochenen Rüstungseinschränkungen, der Kampf um die Pläne Herriots und Sir John Simons, sowie um weitere konkrete Vorschläge, die in den kommenden Wochen und Monaten noch zweifellos austauschen werden.

Diese Kämpfe werden die Konferenz auch und gerade nach der Rückkehr Deutschlands noch mancher Belastungsprobe aussetzen und niemand vermag heute zu sagen, ob sie diese Proben bestehen wird. Aufgabe der internationalen Arbeiterklasse bleibt es nach wie vor und mehr denn je, mit vereinten Kräften dafür zu sorgen, daß die Militäristen und Nationalisten aller Länder bei diesen Kämpfen schließlich unterliegen.

Feuergeschehen zwischen Polizei und Einbrechern

Berlin, 13. Dezember (Radio)

Vor dem Rathaus in Tempis (Markt Brandenburg) kam es in der Nacht zum Dienstag zu einem schweren Feuergeschehen zwischen Einbrechern und Polizeibeamten. Die Einbrecher standen im Begriff, die Stadtkasse zu plündern, als sie von einem Nachtwächter bemerkt wurden. Der Nachtwächter alarmierte die Polizei, die sich den Banditen entgegenstellte. Als die Einbrecher von den Beamten ertrappelt wurden, eröffneten sie sofort das Feuer. Ein Polizeibeamter brach schwer verletzt zusammen. Auf diese Weise gelang den Banditen die Flucht. Die von den Beamten aufgenommene Verfolgung blieb ergebnislos. Man nimmt an, daß außerhalb von Tempis ein Automobil bereit stand, in dem die Verbrecher nach Berlin entkommen sind.

Der „silberne“ Sonntag in Berlin

Ueber den Verlauf des sogenannten Silbernen Sonntags wird uns aus Berlin geschrieben: Der Andrang des Publikums war in den Spätnachmittagsstunden außerordentlich stark. Im Berliner Radverkehr wurden am Sonntag über 2,8 Millionen Personen befördert, also weit mehr als im Vorjahre. In den großen Warenhäusern war das Gedränge derart stark, daß man wegen Ueberfüllung zeitweise schließen mußte. Viele, die wirklich kaufen wollten, dürften infolge des Gedränges gar nicht zum Kaufen gekommen sein. Der neue Ueberlauf der Kaufkraft machte sich überall bemerkbar. Verschiedene große Firmen beklagten, daß der Umsatz des Vorjahres nicht erreicht werden konnte, nach unserer Ansicht auch nicht mengenmäßig. Die Paracelsohnabbaueinrichtung hat ohne Zweifel zu einer neuen Zurückhaltung der Konsumenten geführt, die weit über das Maß des Lohnabbaus hinausgeht. Man ist in Weihnachtsgeschenken äußerst bescheiden und sparsam geworden und sucht nur noch billigen Artikel. Wo diese zu haben waren, entwickelte sich auch einigermaßen Geschäft, so in Kleidungsstücken, Haushaltsartikeln, Sportgeräten usw.

Das Weihnachtsgeschäft offenbart auch eine Folge des Lohnabbaus, die äußerst bedenklich stimmen muß. In dem Bestreben, möglichst billige Ware zu liefern, wird der größte Schaden angeboten, der auch bei billigsten Preisen zu teuer bezahlt wird.

I.
Die Margisten sind Untermenschen schlechweg, Vaterlandsverrat ist ihre Spezialität. Jeder politische Analphabet der SA. versichert es täglich hundertmal. Die Kommunisten sind im Hauptberuf rote Nordbestien. Das Zentrum setzt sich nach den nationalsozialistischen Monatsbesten zusammen aus korrupten Gaunern und Fälschern, notorischen Verbrechern und Betrügern, die bei Prozeffionen mit geweihten Kerzen in den schmierigen Pfoten einherziehen. Die Deutschnationalen des „Sugenzwergs“ sind erbärmliche Verräter und Erzkreaktionäre. Die Nazi suchen ihnen die richtige Gesinnung mit Stuhlbeinen beizubringen. Die deutschnationalen Stahlhelmer sind die Nachtwächter der Reaktion. Es bleiben die vielen Splitterparteien und die Herrschaften um Dingelhey: das sind die jährlischen Verwandten des Sugenzwergs. Also alles Sacke wie Hofe.

Wir fügen hinzu, daß der Oberstaf Sittler in seinem Schmätzer „Mein Kampf“ die Journalisten außerhalb seines Röhmschen Reichs ganz allgemein als Presselumpen, geistige Raubritter, Burschen, Spießgesellen, Lumpenpack, Strolche, schurkenhafte Sittenfische und Gesindel bezeichnet. Danach weiß man also Bescheid; zwei Drittel des deutschen Volkes sind nach Auffassung der Nazi Landesverräter, Lumpen, Schufte und Strolche.

II.
Es bliebe demnach ein besseres Drittel des deutschen Volkes übrig, nämlich die Nazi. „Man erkennt sie am blauen Auge, am treudeutschen Blick, auch wenn sie keinerlei Abzeichen haben“. Dieses Drittel des deutschen Volkes geht sich zusammen aus Edelmenschen aller Geschlechter. Von hier aus rekrutiert sich die Herrenschicht, die sich darüber klar ist, daß sie auf Grund ihrer besseren Rasse das Recht hat zu herrschen und die diese Herrschaft über die breite Masse rücksichtslos aufrechterhält und sichert.“ (Sittler zu Otto Straffer.)

Am der Spitze dieser Herrenschicht stehen mit dem Führer Sittler, den Professor Gruber als absolut schlechte Rasse befunden hat, die Goebbels, Fried, Rosenberg, Münchmeyer, Röhm und andere gleicher Güte. Freilich gibt es schon bei den Spitzenreitern Qualitätsunterschiede. So wird die Rasseinheit des Herrn Josef Goebbels selbst im engsten Kreise angezweifelt. Man hat, um ihn zu entschuldigen, gesagt, daß er „mittelmeerländischer Abstammung“ sei. Das ist vermutlich auch der Stahlhelmsführer Quastner, unter dessen Vorklaren der ehrenwerte und klangvolle Name Abraham und Isaaq keine Seltenheit gewesen sind. Der ehemalige Hauptmann Röhm, jetzt Stabschef und besonderer Freund des Oberstafs Sittler, erscheint dem nordischen Rosenberg nicht ganz loscher, deshalb schildert diesen Röhm wiederum in einem Brief an den gleichgearteten Dr. Heimsoth als einen tölpelhaften Moralathleten. Daß ein solcher von den Röhmeern genau so zu bekämpfen ist wie der § 175, ist selbstverständlich.

III.
Im Gegensatz zu den bereits gekennzeichneten zwei untermenschlichen Dritteln des deutschen Volkes ist der große Haufen des Nazidrittels prima prima! Als im Reichstag 1931 über die Aufhebung der Immunität verhandelt wurde, stellte es sich heraus, daß die Rechts- und Staatsanwälte sich am meisten für nationalsozialistische Abgeordnete interessierten. In keinem einzigen Fall handelte es sich übrigens um eine Handlung, die ein Abgeordneter im Reichstag selbst oder in seiner Eigenschaft als Abgeordneter begangen hätte. Von allen 400 Anträgen auf Auslieferung zur Strafverfolgung entfielen, abgesehen von den Kommunisten und Nazi, auf sämtliche übrigen Parteien zusammen nur 16 Fälle! Bei den Nationalsozialisten handelte es sich in der Hauptsache um Beschimpfungen der Republik und po-

litischer Gegner. Die Aufhebung der Immunität wurde verlangt bei den Abgeordneten Loeper in 10 Fällen, Feber in 12 Fällen, Wagner in 13 Fällen, Goebbels in 24 Fällen, Münchmeyer in 27 Fällen, Straffer in 30 Fällen, Koch in 34 und Buch in 39 Fällen. Wenn das nicht vorbildliche Volksvertreter sind, wer weiß bessere!

Damit alle nationalsozialistischen Parteigänger wenigstens einmal gründlich und ungestraft sagen und tun können, was sie mühen, werden für sie Freinächte der langen Messer verlangt. Allerdings müssen sie, solange diese Freinächte noch nicht gestattet sind, für ihr Tun einstehen, sobald man sie schlagend, stechend oder schießend erwischt. Das mußten bekanntlich auch die Nazi der besseren Rasse in Potempa erfahren, die zum Tode verurteilt werden mußten, weil sie zu fünf nach sorgfamer Beratung einen jungen Menschen im Bett überfallen und in bestialischer Weise vor den Augen seiner alten Mutter ermordet haben. Der Oberstaf Sittler aber reklamierte diese Uebermenschen als seine Kameraden, mit denen er sich in unbegrenzter Treue verbunden fühlte. Er telegraphierte seinen „Kameraden“ ins Gefängnis: „Eure Freiheit ist von heute an eine Frage unserer Ehre“. Falls demnach Herr Sittler wirklich einmal „die ganze Nacht“ bekommen sollte, so muß die Freilassung dieser Mordbestien eine seiner ersten Säten sein.

IV.
Immer wieder wird die Frage aufgeworfen, wie es möglich sei, daß einer solchen Partei, trotz der Abwanderung von Millionen binnen weniger Monate, immer noch mehr als elf Millionen Wähler ihre Stimme geben konnten. Die Antwort ist nicht schwer: unser Volk ist teilweise krank und verzweifelt. Millionen ungeschulter Menschen, die keinen Ausweg sehen, fallen auf die Sprüche der radikalen Parteien von links und rechts hinein und greifen, wie der Ertrinkende, nach dem Strohhalme. Da die Edelrasigen um Hitler ihre Agitation am ungehemmtesten betreiben konnten, weil ihnen die Kesselschuppen des Großkapitals zur Verfügung standen, war der Zulauf bei ihnen am größten. Daß gerade ihnen jetzt die Massen am schnellsten wieder davonlaufen, ist begreiflich, denn die Enttäuschung mußte umso größer sein, je größer das Tan der Nazi im Widerspruch zu ihren Versprechungen. Nirgendwo ist die Flucht aus dem Hitlerlager größer als dort, wo sie zur Macht gekommen waren und sich nach Herzgenuss ausstoben konnten: in Braunschweig, in Mecklenburg, in Oldenburg, in Anhalt, in Thüringen. Es scheint demnach auf den ersten Blick gar nicht so uneben zu sein, wenn Politiker mit weniger Erfahrung die Ansicht äußern, daß man die Nazi überall „mal ran lassen sollte“. Dennoch ist das falsch. Zwar wirtschaftlich sie selbst sehr schnell ab, aber sie können auch jede Gemeinde, jedes Land und schließlich das Reich selbst kulturell, wirtschaftlich und politisch in Grund und Boden wirtschaften, noch bevor ihnen das Sandwerk wieder gelegt werden kann. Darunter hätte denn das ganze Volk zu leiden, nicht nur die Anhänger des Oberstafs. Deshalb ist doch wohl die Kritik richtiger, die darauf abzielt, die Nazi nicht erst „mal ran“ zu lassen. Diese Kritik macht es uns zur Pflicht, unermüdlich jeden Tag von neuem die Nazi in ihrer ganzen abscheulichen Unerblichkeit zu kennzeichnen. Erinnern wir uns an den römischen Senator, der immer wieder jede seiner Reden schloß mit den Worten: „im übrigen bin ich der Meinung, daß Karthago zerstört werden muß“. Im Kampfe gegen die Nazifische dürfen wir nie erlahmen. Dabei darf nicht vergessen werden, das Verhalten der Kommunisten in gebührender Weise zu kennzeichnen. Niemand hätte die nationalsozialistische Bewegung in Deutschland die große Bedeutung erlangen können ohne das abenteuerliche Treiben der Kommunisten.

E. Weissenborn-Dancker

Die Mausefalle

Roman aus Berlin N

Romanvertrieb E. Koklak, Hasle-Saale, Bismarckstraße 16

12. Fortsetzung

(Nachdruck verboten)

Sie empfand das wieder wie den Feitersschlag, der aus dem Hinterhalt kam. Diese Beschämung, diesen Eimer kalten Wassers, den der Kote immer in dem Augenblick umstülpte, wo man glaubte, ihn selbst in der Hand zu haben. Genau, wie damals oben an der Bodenröhre, wo sie bereitgestanden hatte, ihn spottend von sich abzujucheln, und er seelenruhig ohne den kleinsten Versuch an ihr vorbeigegangen war.

„Meine Frau, wenn ich mal gezwungen sein sollte, eine zu nehmen — will ich hoffen, daß der Fall eintritt —, also jedenfalls möchte das Weibsbild alle guten Vorzüge haben. Bis ins Kleinste würd ich das prüfen. Wenn ich meinen Geldbeutel in die Nagelohle werf, dann kann ich auch was Tadelloses verlangen. Sonst werd ich den Deibel tun.“

„Geh dir die Zeit nicht lang werden beim Suchen.“
„Ne, bewahre. Unserem wird die Zeit überhaupt nicht lang.“ Sein Ton klang in eifriges, harmloses Erzählen um. „Dir hab ich ja schon gesagt, wie ich über den Punkt Feiters denke. Lieber tausendmal nein, als einmal ja. Aber wenn's geschäftlich eben absolut nicht anders ginge, dann blieh nichts übrig, als in den sauren Apfel zu beißen. Für den Fall guäd ich mich manchmal um, geh ich die Mädchen ausm Tanzboden durch. — Ganz amüant ist das. So'n blauer, hübscher Saal mit Girlanden an den Pfeilern und bunten Zählchen oder was man sonst so anhängt. Und in der einen Ecke die Musik, der eine leut, der eine trommelt, n' dritter geigt. Danach lauzt man dazu, die Mädchen in Sonntagskleidern, eine noch mannlicher als die andere. — Wenn's heißt: Damewahl, dann sitzen sie gleich zu zehn auf einen los. Kaputtladen kannst du bist. — Wast du schon mal hier unten auf irgend nem Saal?“

„Ich bin überhaupt noch nicht im Tanzaal gewesen.“
„Ne?“
„Nei.“
„Is wohl dein Alter ja'n Welt?“

„Meine Mutter hat nie haben wollen, daß ich zum Tanz ging. Mir selber steht der Kopf auch nicht danach. Was hat man davon, wenn man sich mit den gewöhnlichen Leuten rumschwimmt. Was Feines vertritt sich ja dahin doch nicht.“

Da hatte er seinen Hieb zurück. Sie glaubte es am Zuden seiner Augenwinkel zu sehen und wartete auf die Genugtuung. Auf den Mergel, der in seiner Antwort liegen würde. Er nahm das Messer zur Hand, schob damit die Speisereste auf seinem Teller zusammen und meinte im Tone des innerlich mit etwas anderem Beschäftigten: „Ja, ja, — das mag wohl stimmen.“

Darüber kam sie nicht gleich hinweg. Allerlei züngelte in ihr.

Der Kote zog das Messer durch den Mund, und warf es hin. Sein Blick lag tief hinter Wimpern.

„Ach ja, so'n Tanz is 'n eigen Ding. Man denkt zuerst, man lernt es nie und wird auch nie Vergnügen dran finden. Und dann is man drin, so hat man's felt und amüantiert sich tadellos. Rechtsrum, linksrum, rückwärts. Und die Musik: Tari-tara, tarant-tatta.“

„Was für Musik?“ fragte der Wirt. Er war durch das Zimmer gekommen, in dem die roten Plüschmöbel standen. Der Teppich mußte seinem schweren Schritt den Schall genommen haben. — „Von was für Musik hat er Ihnen erzählt, Dela?“

„Von der Tanzmusik. — So. — Und dabei is er längst mit Essen fertig. Sigt da zum Spaß, und in der Gastkuche wird nach Kam gekührt.“ Ein gutmütiger Kolterton, aber es klette mehr dahinter. Der Kote spritzte das auf der Stelle. Er hand auf, ging ein paar Schritte und sah sich nach dem Wirt um. Einer, der nach dem Wetter schaut, gleichmütig, ob's nun Regen oder Sonnenschein gibt.

„Vor zwei Minuten hab ich's Messer hingelegt. War grad auf dem Sprung, rüberzukommen.“

„Na, is gut, Franz.“

„Ja ja.“ Er stand noch im Türschwengel. Maß das Mädchen und maß den Mann. Das Mädchen absehend und den Mann mit einer versteinerten Schadenfreude.

„Weiter also. Alle meine Gefellen fleißig an die Arbeit.“

Jacob Zeit holte sich seine Suppe aus dem Ofen. Er stellte sie zurecht und tunkte den Löffel hinein.

„Vor der Tanzmusik hat er Ihnen erzählt. So, so.“ Der Löffel nahm die Suppe hoch, kippte und ließ sie wieder in den Teller zurückfallen. Sagen Sie mal, Dela...“

„ja, was denn gleich, — am Tanzen haben Sie ja doch keine Freude, was?“

„Nein, Herr Zeit.“

„Wußt ich doch. Hätt er sich die Mühe sparen können, der schlaue Jochen.“

Sie schraubte an der Lampe.

„Wiejo Mühe?“

„Is das so schwer? — Warum erzählt einer 'nem hübschen Mädchel denn vom Tanzaal? — Warum? — Weil er's mitnehmen möchte. Selbstverständlich, darum. — Wie's mich anquadt, das kleine Mädchen. Haben Sie daran noch gar nicht gedacht?“

„Nein, Herr Zeit. Daran noch nicht. — Wenn einer 'n Mädchen mitnehmen will, dann benimmt er sich anders.“

„Lehr mich einer den Franz kennen.“ Der Wirt sch noch immer nicht. Seine Hände irrten auf dem Tisch, als suchte sie etwas, das sie packen könnten. — „Dela.“

„Ja.“

In seinen Hinüberbeugen lag Angst.

„Dela, wenn der Franz Sie mitnehmen will, mit dem — mit dem gehen Sie doch nicht? — Den schicken Sie doch heim, Dela?“

„Den schick ich heim, Herr Zeit. — Aber der — fragt mich auch schon gar nicht.“

„Das is 'n schlechter Kerl, Dela.“ Leise und hastig sprach er über den Tisch hin. „n schlechter Kerl. — Lassen Sie auf. Jeden Tag und jede Minute. Sonst ist mir's einerlei gewesen, was er gemacht hat. — Aber jetzt, — Sie, Dela, Sie will ich warnen. Der is ja so schlaue, davon machen Sie sich keinen Begriff. — Wenn der schon anfängt, vom Tanzen zu reden... Wenn er das schon anfängt.“

Sie sah da und horchte. Horchte, wie man auf etwas hört, das erstaunlich und neu und unglaublich ist.

„Dela.“

Eine Tür schlug.

„Halten Sie sich den vom Leibe, Dela.“

„Das brauchen Sie mir nicht zu erzählen, Herr Zeit. Der kommt keinen Schritt an mich heran, wenn ich's nicht haben will.“

„Und Sie wollen es nicht haben? Nicht wahr, Sie wollen nicht?“

„Nein“, sagte sie.

„Ich seh ja, daß Sie ihn nicht leiden können. Mit eigenen Augen seh ich das. Aber trotzdem. Nehmen Sie sich vor Striden in acht, Dela.“

Gregor Strasser

Der Mann, der ging

Er ist einer von denen, die, als sie aus dem Krieg zurückkehrten, sich nicht mehr in den Alltag fügen wollten. Er hatte in Landshut hinter dem Apothekertisch gestanden, ehe er an die Front ging. Nun widmete er sich zwar tagsüber noch seinen Reden, in seiner Freizeit aber war er Führer des Gaues Niederbayern der jungen „Deutschen Arbeiterpartei“.

Als ihm auf die Dauer diese Stellung nicht genügt, verkauft er seine Apotheke, holt seinen Bruder Otto, der als Dr. rer. pol. Syndikus eines Industriefonzerns ist, zu sich und beide gründen den Kampf-Verlag, der sich die Schaffung von nationalsozialistischen Zeitungen zur Aufgabe setzt.

Mit dem Geld, das er aus dem Verlag gewinnt, macht sich Gregor zum Geldgeber der Partei: er organisiert den Aufbau der NSDAP in Norddeutschland.

Von Anfang an aber steht er im Gegensatz zu Hitler. Er denkt nicht daran, sich zu ducken, er steht auf dem Standpunkt: „Wir brauchen keinen Papst aus München!“ und Hitler kann nicht an ihn heran, weil Strasser Geld gibt. Im



Mai 1930 kommt es zur großen Auseinandersetzung. Hitler verlangt die Auflösung des Kampf-Verlages. Als die Brüder Strasser sich nicht fügen, werden die Zeitungen boykottiert. Sie versuchen trotzdem, den Verlag aufrecht zu erhalten und büßen ihr gesamtes Vermögen dabei ein.

Otto Strasser wird ausgeschlossen. Gregor bleibt. Er hat keinen ersehnten Wirkungskreis, er ist der anerkannteste Parlamentsredner der Nationalsozialisten geworden, er spricht pro Jahr in 200 Versammlungen, ohne müde zu werden. Ein blonder Hüne mit dicken Hängebacken, mit einer Varenstimme, die trocken, ja fast gemächlich die furchtbaren Blutdrohungen ausspricht. Ein bayerischer Löwe. Wo Hitler pathetisch wird, wird er grob.

Außerdem ist er Kanzleramwärter, überhaupt viel stärker ein Mann der Praxis, als Hitler ihn brauchen kann. Er hat ein Programm, und er will es auch durchsetzen. Er will wenigstens anfangen.

Er verkörpert den Flügel in der nationalsozialistischen Partei, der Wert auf die Betonung der Silber sozialistisch legt. 1925 tritt er einmal dem Parteitheoretiker Rosenberg entgegen: er gibt ihm eine Lektion in deutscher Sprache und teilt ihm mit, daß bei zusammengefügten Wörtern das zweite Wort das Hauptwort sei. Nationalsozialismus sei also ein nationaler Sozialismus, wie zum Beispiel Fensterbrett kein Fenster sei, sondern ein Brett, das besondere Eigenschaften habe.

In seinen beiden Schriften aus demselben Jahr „Freiheit und Brot“ und „Hammer und Schwert“ schreibt er über diesen „nationalen Sozialismus“:

„Schicksalsgemeinschaft und Notgemeinschaft erkennt nun die nationale Bewegung mit uns an — sie macht aber plötzlich Halt vor dem Hinweis, daß Schicksals- und Notgemeinschaft auch Brotgemeinschaft heißt. Brotgemeinschaft, das heißt, daß Grund und Boden, Bodenschätze und -kräfte Eigentum des gesamten Volkes, der gesamten Nation sind!“

Schon damals hatte Hitler eindeutig verkündet: „Der Nationalsozialismus steht auf dem Boden des Privateigentums“.

Das Programm Strassers ähnelt dem Programm der „Schwarzen Front“, wie sie gegenwärtig aus dem Jenaer „Sat“-Kreis, Klaus Heim, Ernst Nitsch einer Fülle von Bündeln und Bündchen und nicht zuletzt Otto Strasser besteht. Gregor ist der „Reformist“, der Opportunist unter ihnen. Sonst wäre er schon mit seinem Bruder Otto aus der Hitlerpartei ausgeschlossen!

Jetzt, da Entscheidungen fallen sollten, da es sich um aktives Eintreten in die höhere Politik handelte, mußten die Auffassungen rund um Hitler aufeinanderlagen. So verschwommen der „Sozialismus“ Gregor Strassers ist, daß zwischen seinem Willen und dem des „Führers“ und seiner Hintermänner im Kapitalismus ein Unterschied besteht, weiß auch der einfachste SA-Junge.

„Deutsche Weihnacht“ in Altona

Stahlhelmer und Nazis verprügeln sich unterm Weihnachtsbaum

Die „Bescherung“ im Kaiserhof

Weihnachtsstimmung herrscht im Lande. Weihnachtsbäume sind da und die Feiern beginnen überall. Auch der Stahlhelm in Altona hatte sich am Sonnabend im Kaiserhof zusammengefunden, um eine deutsche Weihnachtsfeier zu veranstalten. Nationalsozialisten waren auch dabei. Denn sie dürfen, wo etwas nationales geschieht, nicht fehlen. Solange die Reden gehalten wurden, von dem hohen Sinn des Weihnachtsfestes, und solange man gemeinsam und mit Inbrunst „Stille Nacht, heilige Nacht“ sang, da lebte man in brüderlicher Eintracht nebeneinander. Dann aber gab es „Differenzen“, wie es im Polizeibericht heißt. Zwei der Nationalsozialisten, denen die Friedensförderung zum Beruf geworden ist, begannen sich schlecht zu benehmen, das heißt, sie warteten ihren Kameraden, die unter den schwarzweißroten Fahnen stehen, allerlei Liebenswürdigkeiten an den Kopf. Das ließen sich die „Selbstbräuen“ nicht gefallen, und schon stimmte man „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ an, allerdings nicht in Worten, sondern mit Säten. Die Ruheförder wurden aus dem Saale geworfen, und das Weihnachtsfest nahm seinen Fortgang.

Zwischen 3 und 4 Uhr erschien aber im Vestibül des Kaiserhofs eine Gruppe schlagbereiter Nationalsozialisten und SA-Leute, die die dort stehenden Stahlhelmeute zur Rede stellten. Viel Worte machte man zwar nicht; denn das war nicht der Zweck des Besuchs.

Gregor Strasser hat in diesem Kampf die Geduld und die Lust verloren. Er hat den Kram einfach hingeschmissen. Er ist ein verbissener Mann geworden, kein Bürgerrecht mehr, nicht mehr der große Eroberer und Umschärfer der ersten Jahre „Deutscher Arbeiterbewegung“. Wer so nahe an die Politik herangerochen hat, muß ja wohl auch gemerkt haben, daß manches schwieriger und anders läuft, als man es sich hinter der Retorte voller Schwärmerei ausgedacht hat. Es geht ein Riß durch die Hitlerbewegung, eine tiefe Kluft; die rings um den „Führer“ und der große Abfall selbst haben die sozialen Gedanken, die schlichtern in der Partei stecken, verraten. Die andern fühlen sich verraten und enttäuscht. Aber daran ist nicht nur der Führer schuld. Gregor Strasser hat das Wort von der „antikapitalistischen Sehnsucht“ geprägt, das beinahe ein geflügeltes geworden ist. Aber auch er hat sich nie damit befaßt, diese Sehnsucht genauer zu beschreiben und sie aus dem Phrasenhimmel in die Wirklichkeit zu versetzen. Die eigenen Ideen haben sich als ungenügend erwiesen.

Der „Sat“-Kreis spintisiert noch. Gregor Strasser, nahe am Ministerfessel, hat Erfahrungen und geht. Wird er sich an anderer Stelle mit neuen Ideen noch einmal versuchen — oder hat er aufgegeben?

Badisches Konfordat angenommen

Karlsruhe, 12. Dezember (Fig. Ber.)

Der badische Landtag stimmte am Freitag in zweiter Lesung dem Beschlusse über die Kirchenverträge zu. Sie wurden mit 44 Stimmen des Zentrums und der Deutschen Volkspartei gegen 42 Stimmen der anderen Parteien angenommen.

Ehe man sich's verah, flogen die Stühle durch die Luft, Stühle splitterten und trachten, aus Stuhlbeinen wurden Schlagwerkzeuge, die auf die Köpfe der Nationalsozialisten und der Stahlhelmeute herniederjausten, aber auch der Revolver und das Messer spielten eine gefährliche Rolle.

Schüsse knallten und der Tumult, der der Feier im Saale natürlich sofort ein Ende setzte, nahm groteske Formen an. Viel Blut ist geflossen während dieser Schlägerei.

Ein Stahlhelmann erhielt einen gefährlichen Messerstich direkt über dem Auge. Weitere vier Personen, die ebenfalls schwere Verletzungen davongetragen hatten, mußten sich an Ort und Stelle Notverbände anlegen lassen.

Die Polizei und das Ueberfallkommando, die herbeigerufen worden waren, kamen an, als der Kampf schon im Abklingen war. Ein SA-Mann wurde festgenommen und der Abteilung Ia zugeführt.

Von dem Ausmaß dieser Weihnachts-Schlägerei zwischen Nationalsozialisten und Stahlhelmen kann man sich aber erst die richtige Vorstellung machen, wenn mitgeteilt wird, daß 17 größere Türscheiben, zwei Tische mit Marmorplatten, viele Stühle und Holzstücke zertrümmert wurden; die Wände tragen die Einschußstellen der Kugeln. Außerdem ist, so meldet lakonisch der Polizeibericht, ein Mantel gestohlen worden.

Deutsche Weihnacht — schöne Bescherung!

„Oh ich's vergesse, Herr Weit. — In diesen Tagen kommt mein Vater mal runter.“

„So? — Na, is gut.“

„Er wollte etwas mit Ihnen besprechen.“ Das Kindchen in ihrer Hand rollte hin und her. „Wir redeten nämlich von Trinkgeldern und dergleichen. Sie haben ja schon gemerkt, wie mein Vater ist. Da wird allerhand angeschafft zu Hause, und ich soll natürlich von meinem bißchen zu allem zulegen. Da hab ich ganz einfach gelagt, Trinkgelde gib's für mich fast keine, und dann verlangten Sie auch, daß meine Kleidung noch aufgefrischt würde. Dafür müßt ich jetzt sparen.“ Ein Lächeln suchte ihn. „Im Laufe der Woche wird er nun vorsprechen und nachfragen, ob's wahr ist.“

„Is vernünftig, daß Sie mir das jetzt gleich sagen, Dela.“

„Sie wissen also Bescheid.“

„Selbstverständlich. Da sehen Sie wieder, alles tut man für so ein schönes, kleines Mädchen. Sogar lügen.“ „Nicht lügen“, meinte sie, aufrecht am Tisch sitzend. „Muß jeder begreifen, der mal bei uns zu Hause gewesen ist. Unsere Kellnerin wird verwöhnt und verhätschelt. Da heißt es nur immer: Fenster zu, daß Eve keinen Durchzug bekommt. Oder: der Kohleneimer ist zu schwer, den kann Eve nicht schleppen. Nachher, wenn's ans Geldgeben geht, da soll man gut sein.“

„Was is das für 'ne ältere Schwester, Dela?“

„Unsere Eve. Zählt zwei Jahre mehr als ich.“

„Hübsch?“

„Ja. — Blond ist sie. Ganz hell. Aber sonst... Steht nicht viel Kern drin.“

„Mich wundert, daß man zu Haus nich Sie verzieht, Dela. So hübsch wie Sie kann diese Eve doch gar nich sein.“

„Müssen Sie mal beurteilen, wenn wir nebeneinander stehen, Herr Weit.“

„Dann weiß ich jetzt schon, wie mein Urteil ausfällt. Neben Ihnen kann stehen, wer will, die Schönste werden immer Sie sein.“

Sie steckte schon wieder mitten im Nachdenken. — Wenn der Wirt vom Kaffeehaus plauderte, dann spazierte die Abicht ohne viel Mantel direkt nebenan. Und deshalb fühlte er diese Abicht natürlich auch sofort bei dem anderen. Ob sie nun da war oder nicht. Und die ganze Warnerei und das Bedürfnis, sie zu schützen, war nichts, als eben ganz einfach regelrechte Eifersucht.

„Heute sind Sie doch mit auf?“ fragte Jakob Weit mit einem Nicken.

„Ja. Ich will mich übrigens mit Abtragen beeilen, damit Ihre Frau hinterm Schanktisch rauskommt.“

„Lassen Sie meine Frau ruhig, wo sie is. Die stirbt nich an ein paar Minuten länger.“

„Ihre Frau nimmt's auch mir gegenüber mit dem Abtragen genau.“ Sie setzte die Teller ineinander und stellte sie neben Tassen und Löffel aufs Tablett.

„Wissen Sie, was ich manchmal glaube“, meinte er. „Mir ist es oft, als hielten Sie mehr von der Frau als von mir.“

„Ich mag Ihre Frau sehr gern, Herr Weit.“

„Und mich nich. Na?“

„Hab' ich nicht behauptet.“

„Dela, sagen Sie mal ehrlich. Ich — ich hab' doch schon gezeigt, was ich alles für Sie tun würde. Macht das keinen Eindruck auf Sie? Haben Sie mich darum nich auch ein klein wenig gern?“

„Wie kann man nur so fragen“, sagte sie, das Tablett aufnehmend. „Als wenn man Männern verriete, ob man sie gern mag oder nicht. Gewöhnlich meint man von dem, was man sagt, grad's Gegenteil.“

Der Abend brachte außergewöhnlich viel Gäste. Das rote Zimmer mußte einmal wieder aufgemacht werden. Dela zündete die Lampen im Kronleuchter an und nahm die Decken von den Tischen. Die Sechshundsechzigste zog als erste ein. Der Würfelstisch folgte. Alles, was das Spiel liebte, sicherte sich Plätze. Die übrigen blieben in der Gaststube unter Jakob Weits Augen.

Delas Name flog. Federnd, wie ein Ball, bald hier, bald da. Sie lief hinterdrein, heiß, mit verwirrten Haaren. Klirrte mit Gläsern, setzte Flaschen hin und parierte Sätze. Alles leichtweg, etwas, das man lustig mitmacht, ohne davon berührt zu werden.

„Fest“, sagte der Weinreisende Hoffnung nun schon zum fünften Male heute. Fest war sein Schlagwort in der Beurteilung der Weiblichkeit. „Man müßt...“

Der Produkthändler Knabbelbusch vollendete: „Man müßt auf die Kleine los.“

„Du, Knabbelbusch?“

„Na, ist das etwa 'ne... 'ne... wie soll ich sagen... 'ne Annäherung? — Was du kannst...“

... kannst du noch lange nicht, mein Lieber.“

„Du hör' dich einer das an. Der Hoffnung kriegt 'n Größenwahn.“

„Na, aber höchstens der Knabbelbusch. Glaubst du etwa, so'n Mädel, wie die, guckt sich nach nem Verheirateten um?“

„Käme auf den Versuch an.“

„Allerdings. Hör mal Weit, was meinst du. Für wen wäre dein selbes Mädel wohl eher da. Für den Knabbelbusch oder für mich?“

„Für keinen“, meinte der Wirt, ohne eine Miene zu verziehen.

„Da hast du keine Antwort.“ Der Produkthändler trank lachend sein Bier aus. „Weit, nochmal einsehen. Bist wirklich diplomatisch, alter Kunde.“

Der Weinreisende Hoffnung hatte den Blick im Nebenzimmer. Bei Tisch, zwischen denen ein in Tabakrauch eingewickelter brauner Mädelkopf auftauchte und verschwand. Er hatte die Unterlippe zwischen die Zähne genommen und wartete. Eine geraume Weile, dann war das rote Kleid nahe genug.

„Grüßlein Dela!“

„Jawohl?“

„Hören Sie einmal, liebes Kind.“

„Ich bin ganz Ohr, Herr Hoffnung.“

„Hören Sie einmal. Aber Sie müssen näherkommen. So, — noch näher. Wenn ich —“ dabei schob sich sein Arm herum. Ganz vorsichtig, um erst zuzufassen, als die Hand ihre Hüfte hatte. „Wenn ich —“

Weiter kam er nicht. Es war nur ein kurzer Kuck gewesen. Der Tisch flog zurück, und Herr Richard Hoffnung stand, taumelte ein paar Schritte und fing seinen flüchtigen Stuhl mit der Linken. Hinter ihm klirrte und splitterte es. Sein Glas war ins Rollen gekommen und hatte das, was ihm im Wege stand, mitgenommen.

„Bravo.“ Der Produkthändler lachte Tränen. „Bravo, kleine Krabbe.“

Dieses Bravo fand sein Echo. Es kam aus allen Ecken, es kam sogar aus dem Spielzimmer. Nur der Wirt lachte nicht mit.

„Dela.“

„Zerbrochenes Glas bringt Glück, Herr Weit.“

Er redete flüsternd auf sie hinunter.

„Is gut, der Schubb's. Freiheit von dem Kerl. Wenn er's noch mal magt, garantier' ich für nichts.“ Franz!

Komm' mal rein und seg' den Kram zusammen.“

Herrn Richard Hoffnungs rundes Gesicht stand im Wehklug.

„Ja, Hoffnung, solche Fäden kommen oft teuer zu stehen. Wieviel find's, Franz?“

Der Knecht hatte zählend am Boden.

„Ich denke, zehn.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Lokomotive registriert den Schienenstrang

Ein Papierstreifen als Glas-Detektiv / Schreibstifte an die Achse angeschlossen

Von Georg Biesenthal

Unser Mitarbeiter hatte als bisher einziger Pressevertreter Gelegenheit, den Vorprüfungen des ersten Lokomotivlaufschreibers der Welt beizuwohnen. Die Apparatur, die bereits patentrechtlich geschützt ist und demnächst für die deutsche Reichsbahn herstellungsbereit sein wird, bedeutet eine umwälzende Erfindung auf dem Gebiet der Gleisüberwachung.

Ein süddeutscher Badeort, Münster am Stein, ist die Geburtsstätte einer Erfindung geworden. Sensation im Schuppen des Maschinenamts! Die Tore öffnen sich einer Lokomotive, die vor kritischen Blicken langsam entrollt. Was hier — gleichsam umrankt mit den Kränzen einer Jungfernfahrt — das Licht der Welt erblickt, ist äußerlich gar nicht auffallend. Vom Führerstand greift eine Stange zum Tender hinüber: Teil einer einfachen Konstruktion, die zum erstenmal eine der folgenschwersten Beobachtungen des Bahnbetriebs ermöglicht: die haarfeine Beobachtung.

Folgeschwer, denn diese Beobachtungen werden unanfechtbar verraten, wo im Gleis sich Fehler eingeschlichen haben. Und sie werden dartun, wie unter diesen Fehlern der Fahrzeuglauf leidet. Gefahr ist fast immer im Anzug, wo er über das gewöhnliche Maß hinaus unruhig wird. Schlingerbewegungen bedeuten, daß die Schiene einen Richtungsfehler aufweist — Wippbewegungen, daß sie senkrecht nachgibt. Aus den Erschütterungen des Fahrzeugs läßt sich die Beschaffenheit der Schienen mit größter Zuverlässigkeit entnehmen. Voraussetzung dafür ist „nur“, daß dieses Juden des gequälten Wagens festgehalten, aufgezeichnet werden kann.

Das ist aber bisher nicht möglich gewesen. Um jene Veränderungen zu erkennen, denen das Streckennetz durch Wärmeausdehnung, Witterungseinflüsse, Erschütterungen usw. ausgesetzt ist, waren also andere Methoden nötig.

Ein Meßgerät, vor Jahren von Heinrich Dörpmüller erfunden, zeichnet Spurweite und Ueberhöhung des Gleises auf Registrierstreifen.

Dazu muß man es über die Strecke ziehen, und ein Beobachter muß ständig hinter ihm hergehen, um dessen einwandfreie Funktionen zu bewachen. Um daneben die Gleisanlage auch während der Belastung durch einen darüberrollenden Zug zu kontrollieren, wurde der Oberbau-Meßwagen konstruiert: Ein echter großer D-Zugwagen, ausgestattet mit den besten Errungenschaften der Elektrotechnik und des Feingerätsbaues. Vom fahrenden Zug aus kann hier die Richtung und Bodenlage des Gleises, die Einseitigkeit der Schienenstöße, Zugkraft und -geschwindigkeit gemessen werden.

Von solchen Verfahren unterscheidet sich der Lokomotivlaufschreiber zunächst einmal dadurch, daß er die Untugenden des Gleises ausschließlich an ihren Folgen erkennt. Denn was hier registriert und gemessen wird, sind die somnabulen Tänze vom Gleis beeinflusster Fahrzeuge — nicht Ursachen, sondern Wirkungen! Aufgezeichnet werden die schlingernden und wippenden (waagerechten und senkrechten) Bewegungen, die von der Lokomotive mitgebrungen ausgeführt werden, weil fehlerhafte Schienenstellen es so wollen.

Denn gerade die Lokomotive reagiert mit äußerster Empfindlichkeit auf jede Besonderheit des Gleises.

Auf diese Tatsache stützt sich die neue Erfindung. Auf dem Dach des Führerhauses ist eine Stange befestigt, die andererseits auf dem Tender ruht. Hier umfaßt ein Steuerarm das freie Ende der Stange derart, daß es alle Bewegungen des Tenders zur Lokomotive mitmachen muß. Es wird also letzten Endes nur die Querbewegung eines Puffers zum Gegenpuffer aufgezeichnet, und zwar unter gleichzeitiger Zerlegung in eine waagerechte und eine lotrechte Komponente. Fünfzehn Zentimeter vom Stangendrehpunkt entfernt, übertragen Bodenzüge die Ausschläge dieses Drehpunktes auf das Schreibwerk.

Das Schreibwerk selbst wird mittels einer biegsamen Welle

von einer Lokomotivachse in Bewegung gesetzt. Eine Antriebs-trommel zieht den Papierstreifen, der für eine Fahrt von 300 Kilometer Länge ausreicht, von der Vorrattstrommel ab, führt ihn über die Schreibplatte und läßt ihn schließlich zu einem Mechanismus gelangen, wo der fertige Streifen aufgewickelt wird. Quer zum Papier sind über der Schreibplatte drei Schreibstifte angeordnet, von denen zwei zwangsläufig durch die Bodenzüge betätigt werden und das Diagramm der vertikalen und horizontalen Erschütterungen erzeugen. Der dritte Schreibstift zeichnet am Rand des Streifens die Streckenlinie — entwirft ein genaues, fast landschaftliches Bild des zurückgelegten Weges. Hier werden Hundertmetersteine durch eine Zacke, Tausendmetersteine durch zwei, Bahnhöfe durch drei und Brücken und Tunnels durch fortlaufende Zacken gekennzeichnet. Ein Druckknopf dient gleichzeitig zum Eintragen der Kurven. Durch Einstellen dieses Knopfes in die jeweilige Fahrtrichtung — ähnlich der Betätigung eines Autowinkers wird die gezeichnete Streckenlinie auf dem Papier gehoben oder gesenkt. So entsteht ein regelrechtes Kurvenband. Nachdem das Diagramm auf diese Weise auch genaue Ortsbestimmungen enthält, ergibt sich die Neigung von selbst.

An Hand der fertigen Zeichnung kann man jene Gleisstellen ermitteln, auf denen die Lokomotive so unruhig läuft,

daß es im Interesse der Betriebssicherheit nur noch zwei Möglichkeiten gibt: augenblickliches Instandsetzen oder Minderung der Zuggeschwindigkeit. Man kann die einzelnen Streckenabschnitte untereinander vergleichen, um notwendige Unterhaltungsarbeiten nach ihrer Dringlichkeit zu ordnen oder den Erfolg beendeter Reparaturen nachzuprüfen. Und man kann feststellen, welche Ergebnisse diese oder jene Gleisbaumethode gezeitigt hat. Wandlungen des Gleises durch die verschiedensten natürlichen und technischen Einflüsse, mögen sie auch noch so mikroskopisch sein, können nicht dem Diagramm entgehen.

Man mag ruhig einwenden, daß dieses Abbild der Lokomotiv-Erschütterungen eigentlich recht verzerrt sein müßte, weil es doch meistens während hoher Fahrtgeschwindigkeit gezeichnet wird. Hier ist ein Trugschluss. Bewegungen, die vom Gleis auf der Lokomotive hervorgerufen werden, können durch hohe Fahrtgeschwindigkeit wohl verstärkt, niemals aber auseinandergezogen werden. Sie bleiben an den Ort gebunden, an dem sie entstanden sind. Und zum Vorschein kommt: keine „Zeitlupenaufnahme“, sondern ein stehendes Bild von besonderer Schärfe.

Schließlich können auch die Eigenschwingungen der Lokomotive — entstehend durch das Triebwerk oder die Sonderbewegungen des Haltens, Abfahrens, Bremsens usw. — das bezweckte Bild der Gleis-Auswirkungen weder beeinflussen noch verschleiern. Dazu sind diese Eigenbewegungen viel zu geringfügig.

Alles, was auf der Lokomotive an schlingernden und wippenden Bewegungen „zu Buch genommen“ wird, rührt ausschließlich vom Gleis her — vom Gleis und keiner anderen Ursache.

In dieser Ausschließlichkeit liegt es, wenn die neue Vorrichtung jene Höhepunkte an Zuverlässigkeit erreicht, die betriebstechnisch überhaupt denkbar sind. In wenigen Minuten (wörtlich: Minuten!) läßt sich die vollständige Apparatur an jede beliebige Lokomotive anbauen. Zum erstenmal ist es damit möglich, den Patienten zu untersuchen, ohne den Arzt zu holen — das Gleis zu prüfen, ohne Arbeitskräfte eigens hierfür zu entbieten. Ohne besondere Kontrollfahrten auszuführen, kann man jederzeit den Zustand des Gleises übersehen. Man kann darauf verzichten, mit Meßwagen und entsprechend komplizierten Geräten über die Strecke zu pilgern. Im Rahmen des fahrplanmäßigen Verkehrs vollzieht sich selbsttätig Messung und Aufzeichnung. Ein Zug eilt dahin — und automatisch bringt die Lokomotive das Spiegelbild zurückgelegter Strecken an ihr Reiseziel. Mit entschiedenem Zugriff hat ein kleines Gerät eine Hauptfrage der Verkehrssicherheit gelöst.

Provinz Lübeck

Schwanen-Neufeld. Kontrolle der arbeitslosen Bezirker des Lübecker Volksboten am Freitag, dem 16. Dezember, von 6 bis 7 Uhr abends im Gasthof Evansaal. Später werden keine Gutscheine angenommen oder ausgegeben. Gutscheine erhalten nur diejenigen, in deren Familie keine in Arbeit stehenden Personen sind. Ohne Stempelpartei kein Gutschein.

Pansdorf. Der Gemeinderat der Gemeinde West-Ratlau tritt am Mittwoch, dem 14. Dezember, nachm. 6.15 Uhr, zu einer Sitzung zusammen. Einlaß gegen Karten. Karten sind durch die Gemeindevertreter zu haben.

SPD. Am Sonnabend, dem 17. Dezember, abends 8 Uhr, findet in Rehrs Gasthaus in Rohlsdorf eine Mitgliederversammlung des SPD-Ortsvereins für Pansdorf und Umgegend statt. Auf der Tagesordnung steht u. a. die Neuwahl des Vorstandes und Vortrag des Parteisekretärs R. Langebeck. Zahlreiches Erscheinen ist erwünscht.

Wächter in Altona erschossen

Altona, 13. Dezember

In der Nacht zum Montag fanden in einer hell erleuchteten Villa Polizeibeamte einen Wächter des Lieberwagens- und Sicherheitsdienstes erschossen auf. Nach den Feststellungen der Polizei wurde der Beamte das Opfer eines Feuergefechts, das zwischen ihm und Eindringern stattfand, die er auf frischer Tat ertappt hatte.

Wie wird das Wetter?

Öffentlicher Wetterdienst Hamburg

Allmählich über Süd nach Südwest drehende Winde, anfangs wolfig, später bedeckt und Niederschlagsneigung, milder. Der Hochdruck über Südschweden kann sich nicht halten; vielmehr wird der Schwerpunkt des hohen Druckes über Polen und Südwest-Russland liegen. Zur Wochenmitte wird der Einfluß des Hochs auf unser Wetter schnell zu Ende gehen und Luftmassen ozeanischen Ursprungs werden wetterbestimmend sein.

Alt-Hamburger Bürgerhaus

Museums-Restaurant

Hamburg, 11. Dezember

Es hat die guten Hamburger — besser sagt man, diejenigen, die sich allein als „wirkliche alte Hamburger“ fühlen — lange genug gewirmt, daß die hanseatischen Schweftern Lübeck und Bremen ihre bürgerliche Tradition auch äußerlich in einem Museum von besonders lebendiger Art der Nachwelt vorzuführen können, während Hamburg durch den Brand von 1842 des größten Teiles seiner Erinnerungen an die erste Blütezeit beraubt wurde. Und für manchen war die größte Sorge seines Lebens, wie man diesen Nachteil jetzt, spät, aber noch nicht zu spät, wieder gut machen könne.

„Man“, also die sogenannte gute Gesellschaft, war sich über die „Notwendigkeit“ der Schaffung eines Bürgerhauses bald einig; nur die Frage der Finanzierung machte Kopfzerbrechen, denn es ging doch schließlich nicht gut an, daß man zu einer Zeit, in der Hunderttausende nicht wissen, wo sie das Geld fürs trodene Brot hernehmen sollten, das Stadttüdel in Anspruch nahm, obwohl man mit der angelegentlich erhöhten Anziehungskraft für den Fremdenverkehr auch hierfür Stimmung zu machen suchte.

Schließlich lernte man von der sonst vielgeschmähten Erwe-Schwester, die ihr Nationalprodukt, das Marzipan, gerade auf dem Wege der Straßenlotterie in den Dienst irgendeiner guten Sache stellte und überraschte die Hamburger mit einer gleichschmachten Möglichkeit, sich den Magen und vielleicht auch das Portemonnaie zu füllen. Das Resultat war das erhoffte: man hätte das Geld für den Ankauf eines geeigneten Hauses innerhalb weniger Wochen zusammen und nach dem Erwerb eines Speichers, der früher einmal bessere Tage als Wohn- und Geschäftshaus eines alten Patriziers gesehen hatte, ging man an die Wiederherstellung und den Umbau heran.

Das Resultat verdient Anerkennung, das Alt-Hamburger Bürgerhaus wird sich neben dem Schabbelhaus in Lübeck und dem Bremer Eßighaus sehen lassen können. Aus Museen und Privatbesitz beschaffte man Möbel und sonstige Einrichtungsgegenstände aus der „guten alten Zeit“, auch das Lübecker St.-Annen-Museum beteiligte sich nicht nur mit guten Ratschlägen, sondern auch durch die Stiftung einer französischen Tapete, eines wunderschönen Handdrucks, der, symbolisch für das Hochzeitszimmer, die Geschichte von Paul und Virginia darstellt.

Also wäre doch alles in Ordnung? Ja, wenn man das Haus für sich betrachtet, vielleicht, wenn man die Belebung der Vergangenheit durch die Einschaltung eines Gastwirtbetriebes mit in Kauf nehmen muß, aber nein und abermals nein, wenn man die Schaffung in dieser Zeit sich vollziehen läßt. Da läßt sich die häßliche Randbemerkung eines Zeitgenossen nicht unterdrücken, der, als er von diesem Plan hörte, ausrief: „Deren Sorgen und Notschicksal Geld müßt ich haben!“

Man braucht gar nicht unbedingt gleich mit dem schweren Geschütz der Millionenzahl von Arbeitslosen anrücken, denn da wird man zum Teil mit Recht einwenden, daß hier eine ganze Schar von Handwerkern und Arbeitern Lohn und Brot gefunden hat. Aber muß man ausgerechnet in dieser geschichtlichen Epoche, in der überall offen wie unterirdisch an der Zertrümmerung des Nachkriegsdeutschland gearbeitet wird, in der man in einer Flut von historischen Filmen ertränkt wird, die alle dem einseitigen Zweck dienen, das „Gute Alte“ dem angeblich so „Schlechten Neuen“ gegenüberzustellen, in der die Verherrlichung des „Paradieses“ von vor 1919 keine Grenzen mehr kennt, muß man in diesem Augenblick Wasser auf die Mühlen der Reaktion gießen, indem man die Schaffung eines Museums-Restaurants für die Wenigen, die es sich noch leisten können, staatslicherseits fördert? Ein völksparteilicher Senator hat den entsprechenden Verein ins Leben gerufen und ihm präsidiert, hat durch seine Stellung als führender Volksvertreter einen gewissen Druck auf die Museen ausüben können, um die Einrichtung zu ermöglichen. Die Traditionspflege sollte man sich wirklich aufsparen für ruhigere Zeiten, sollte sie nicht als „wichtige Aufgabe“ in einem Augenblick betrachten, in dem das Neue in Gefahr ist, von reaktionären Fanatikern überannt zu werden. In kritischen Momenten werden auch die unpolitischsten Dinge nicht losgelöst von der Atmosphäre der Zeit betrachtet und es gibt manchen aufrechten Hamburger, der diese „Sache“ mit dem harten aber berechtigten Ausdruck „Konjunkturpolitik“ belegt hat. Wünschen wir, daß dieser Eindruck nicht noch zu oft entstehe!

Nazikandidat überfällt Rassenboten

Marburg/Lahn, 12. Dezember (Eig. Ber.)

In einem Walde in der Nähe von Bidentopf wurde ein im freiwilligen Arbeitsdienst beschäftigter Arbeiter, der Lohngehalt geholt hatte, angefallen. Er setzte sich energisch zur Wehr, wurde aber mit einem Messer erheblich verletzt. Es gelang dem Lieberfallenen schließlich mit den Lohngehaltern zu flüchten. Er wurde nach Marburg in eine Klinik gebracht. Der Täter wurde später von vier Arbeitern gestellt und der Polizei übergeben. Er gehörte bis vor kurzem dem Stahlhelm an und hat in den letzten Tagen bei den Nazis Anschluss gesucht.

Weißer Zähne-Chlorodont

Fahrgeld-Rückerstattung neu geregelt

Die Reichsbahn hat jetzt die Fahrgeld-Rückerstattung neu geregelt. Die Rücknahme und der Umtausch gelöster unbenutzter Fahrausweise erfolgen bei den Fahrkartenausgaben der Reichsbahn und bei den MER-Reisebüros (möglichst den Ausgabestellen) innerhalb der Gültigkeitsdauer ohne Abzug von Verwaltungsgebühren. Die Erstattung auf Grund nur teilweise benutzter Fahrausweise erfolgt im allgemeinen für die nicht abgefahrte Strecke, die durch eine Bescheinigung auf dem Fahrausweis durch den Bahnsteig-Aufsichtsbeamten nachgewiesen werden muß.

Zuständig für die Fahrgeld-Rückerstattung sind die größeren Fahrkartenausgaben, die Reichsbahn-Verkehrsämter und die Reichsbahn-Direktionen. Die Fahrkartenausgaben erledigen mündliche Anträge bei einwandfreiem Nachweis sofort. Sie sind zuständig nur für den Reichsbahn-Binnenverkehr, und zwar für Fahrkarten von und nach dem eigenen Bahnhof oder bei Aufgabe der Reise auf dem eigenen Bahnhof, wenn der auszunehmende Betrag 30 RM. nicht übersteigt. Für alle anderen Fahrarten sind sie jedoch nicht zuständig. Die Reichsbahn-Verkehrsämter sind zuständig für alle anderen Anträge, soweit der Erstattungsanspruch 500 RM. nicht übersteigt.

Bei der Fahrgeld-Rückerstattung wird für die bereits abgefahrte Strecke und die benutzte Wagenklasse der tarifmäßige Fahrpreis angerechnet. Bei Fahrausweisen zu ermäßigten Fahrpreisen wird im allgemeinen für die benutzte Strecke der normale Fahrpreis angerechnet. Bei Zeitkarten erfolgt eine besondere Berechnungsweise.

Auf der Walze

Erlebnisse zweier Lübecker Erwerbsloser

„Hörst du die Landstraße, wie sie lockt und ruft? Schnür' dein Bündel, komm! Ja auf der Straße weht eine andre frische Luft Und da scheint die Sonn' . . .“

Auch ich war diesem Lockruf gefolgt. An einem schönen Tage anfangs Juni verließ ich mit einem Kameraden Lübeck. Bald nahm uns die Landstraße auf, wir zogen gen Rügenburg. Es war etwas Neues, so ganz allein auf sich angewiesen zu sein. Unbestimmt war die Dauer unseres Fernseins, vor allem wollten wir jegliche Arbeit annehmen. Fünf Tage tippelten wir durch das sich immer gleichbleibende Flachland Mecklenburg-Brandenburg. Schon zu Anfang merkten wir, wie schwer es heute ist, sich ehrlich durchzuschlagen. Arbeit wurde uns öfter von Bauern angeboten, aber es wurde „nur“ ein St.-Auszweis verlangt. Diesen besaßen wir ja nicht, aber man stellte uns frei, sofort in die St. einzutreten. Wir fragten nach Lohn, aber man sagte mit Hitzel: „Ihr kriegt Arbeit und Brot“. Solches Anerbieten lehnten wir natürlich ab. Wir waren froh, als wir am Sonntag nachmittag ein Lastauto zur Fahrt nach Berlin charterten. Aber nun standen wir abends kurz vor 10 Uhr auf dem Alexanderplatz und mußten nur die Adresse von einem Kollegen. Lange überlegten wir, ob wir zu später Stunde noch um Quartier bitten sollten. Die Nacht begann merklich kalt zu werden, es half alles nichts, wir machten uns auf den Weg zum Kreuzberg. Durch die Haustür sind wir glücklich gekommen, aber unser Klingeln wurde nicht gehört. Wir wollten schon wieder abziehen, doch die Haustür war nun geschlossen. Aber wir mußten auf der Treppe schlafen. Wir verbrachten die Nacht bis 2 Uhr, als uns ein Schreien weckte, dann lief jemand eilig über die untersten Stufen und über den Hof. Einige Minuten war es ruhig, bis ein junges Mädchen in Begleitung eines Herrn erschien. Was war vorgegangen? Das Fräulein hatte entweder an Geispenster oder Eindrehler geglaubt. Bald lagen wir wieder im Schlaf. Am 5 Uhr verließen wir das Haus, um uns in einem Park selbständig zu machen. In Berlin blieben wir dann drei Tage und beschäftigten alles, was uns wert erschien. „Berlin bleibt doch Berlin!“ Doch dann steuerten wir auf Frankfurt a. O.—Breslau zu. Immer mehr Sippelbrüder zogen an uns vorüber, je weiter wir uns dem Kohlengebiet Ventzen—Hindenburg—Gleiwitz näherten. Bei Oppeln, 80 Kilometer vor der polnischen Grenze, fangen die Leute an Polnisch zu sprechen. Die Kinder (in der Schule wird Deutsch gelehrt) sprechen ausnahmslos dieses „oberösterreichische Deutsch“. Was uns Norddeutschen besonders auffiel, das waren die vielen, vielen Kinder. Man bedenke: die ganze Gegend ist überwiegend katholisch. In Preußen läuft die Grenze durch einen Teil der Stadt. Hier hatten wir das Glück, den „Gräfin-Johanna-Schacht“, das größte Bergwerk Oberschlesiens zu besichtigen. Einige Stunden führte uns ein Ingenieur durch die vielen Anlagen, klärte uns auf über die willkürliche Grenzziehung der Polen. Als wir nach den Löhnen der Bergarbeiter fragten, meinte auch er, daß diese sehr gering seien. Ich glaube, 17 Mark bekam der einfache Arbeiter pro Woche und dann gibts jährlich einige Zentner Kohlen gratis. Morgens vor Einfahrt, ebenfalls nach dem Aufstieg, findet eine Andacht statt. Also, diese Ausbeutung wird noch umkleidet mit dem Mantel der „Mächstenliebe“.

Schon aus der Ferne haben wir die vielen, leider nicht rauchenden Schloten vom Waldenburger Bergland. Hier in Oberschlesien wirkt sich die Arbeitslosigkeit noch schwerer aus als bei uns, da kein Hinterland vorhanden ist; die polnisch-tschechische Grenze läuft in geringer Entfernung. Die Kohlenhalden ragen haushoch, doch die Leute haben nichts zu brennen. Aber alles was rot ist, die Menschen sind so hilfsbereit und gastfreundlich, wie wir sie nie wieder auf der weiteren Reise angetroffen haben. Am Montag (31. Juli) waren wir am Fuße des Schneebergs (Niesengebirge). Noch am Vormittag hatten hier Nazis friedliche Arbeiter beschossen. Wir waren froh durch das feindselige Unruhegebiet Oplau-Brieg hindurchgekommen zu sein, und nun war hier die Rasse in einer begreiflichen Erregung. Oft ist es vorgekommen, daß, wenn die Walzruder auf das Heil-Hilfer-Gebüll eines vorbeifahrenden Nazitransportes nicht antworteten, mit Steinen vom Wagen geworfen wurde, oder die ganze Mannschaft sich auf die ruhig ihres Weges ziehenden „Bogabunden, Landstreicher und arbeitssüchtigen Gesindel“, wie man uns nannte, stürzte.

Am 1. August bestiegen wir die Schneekoppe. Man fühlt sich so frei in 1600 Meter Höhe; und unter sich sieht man die weite, weite Welt. Sechs Stunden dauerte der Aufstieg. Abends landeten wir in Hirshberg, alles Zeug war durchgeschwitzt. So ging unsere Reise weiter, durch Sachsen nach Thüringen; nach Wachsen wählten wir marschieren. Manche schlechte Berge wurde passiert. Herbergen, wo Gebetsstunden und Andachten auf der Tagesordnung standen. Ja, heilige Reden hielt man, aber wo blieben die Samen? Fühlten einem „Kraut“ einige Pfennige am Schlafgeld, so wurde er nicht angenommen. Schwären mußten in den Herbergen teuer bezahlt werden. In den Herbergen waren die Jungen, im Alter von 17—30 Jahren, in der Überzahl. Viele sind mit besten Vorzügen ausgestattet, aber nur wenige bleiben im Grunde ehrlich. Alle hungern sich von einem Tag zum andern. Wir füllten die Beise ein, deren Verfasser niemand kennt:

Seht, sind bitterböje Zeiten,
Ohne Arbeit, Lohn und Brot,
Und es läßt sich nicht befeuern,
Deutschlands Jugend ist in Not!

Aus der Leere kann entlassen,
Schnitz was fern des Lebens Pein,
Denn was müde auf den Straßen,
Fragt man sich, was das so sein?

Wirtschaftsnot, Not und Elend
Reiches aus den Handen,
Doch, wer dieses nie durchlebt,
Spricht uns guten Willen ab!

Wahr Wissen zu betriegen,
Fahren wir jetzt durch die Welt,
An des Dajns zu erleichtern,
Seht was nur ein wenig Geld!

Sein; Kopfmergen.

Und nun zwei Weltgewandtere

11 000 Kilometer in 16 Staaten

Länder und Völker kennenzulernen, mit deren Sitten und Gebräuchen vertraut zu werden und die sozialen Verhältnisse der verschiedenen Staaten zu studieren, vor allem aber durch diese Reise über die Arbeitslosigkeit hinwegzukommen und vielleicht mal irgendwo oder wann Arbeit zu erlangen, das war unser Ziel, welches uns zu dieser Reise veranlaßte.

Adolf Wundel und Erwin von Koleczynski, Elektromonteur und Buchdrucker, schon ein paar Jahre arbeitslos, machten wir uns im Vorjahre von unserem Heimatorte, Eisenach in Thür., auf, um an dem großen Ereignis, dem Arbeiter-Olympia in Wien teilzunehmen. Deutschland und Holland hatten wir bereits und fuhren durch die Tschechoslowakei nach Wien. Auf der Fahrt hatten wir einige Erlebnisse. Die Aufnahme in den Gewerkschaftskreisen war blendend, dagegen aber standen die nationalen Tschechen weder Rede noch Antwort, obgleich sie die deutsche Sprache beherrschten. Eindrucksvoll waren die Tage von Wien! Nach Olympiaschluß ging's mit unseren „Oradthausen“ (Fahrrad) durch ganz Oesterreich nach Italien.

Andere sozialistischen Papiere wurden vor Grenzübertritt nach dem „Fascio Italiano“ bei österreichischen Genossen zurückgelassen. Ergreifende Armut, schlechte Lohnverhältnisse, Arbeitslosigkeit und dazu den Terror der faschistischen Miliz, war, was uns am meisten auffiel. Herrliche Städte, wie Verona, Venedig, Florenz, Mailand, besuchten wir.

Wir waren i. hieslich froh, die Schweiz, das Land der Eidgenossen, erreicht zu haben. Lugano, Locarno, Bellinzona und dann ging's über den St. Gotthardt (2334 Meter) und Furta-Pass (240 Meter) am Rhonegletscher vorbei zur Völkerbundstadt Genf. Einer Vollstüfung des Bundes wohnten wir bei. Staatsmänner, wie Briand, Henderson, Curtius usw. bekamen wir zu Gesicht. In Genf stellten wir unsere Fahrräder ein und fuhren mit einer sich bietenden Gelegenheit im Auto 650 Kilometer an einem Tag, nach Paris. Die Stätten der Revolution, die Internationale Kolonialausstellung und Versailles waren die Hauptanziehungspunkte. Mit der Feststellung, daß die Franzosen ein sehr höfliches und freundliches Volk sind, machten wir

uns in Richtung Genf wieder vonbannen. Die Schweiz wurde kreuz und quer durchdrabt, sowie das kleine Fürstentum Lichtenstein, wo sich nach Aussagen der Bewohner 2000 deutsche Kapitalflüchtige aufhalten. Für kurze Zeit ging's nach Daus — zu Mutter. — Arbeit war nicht in Sicht, so ging es weiter.

Wegen der im Juli stattfindenden Reichstagswahl wurde noch in Deutschland geblieben. Durch den polnischen Korridor mußten wir mit der Bahn fahren, nachdem wir mit dem Rade bis Bromberg gekommen und wegen illegalem Aufenthalt unter scharfer Bewachung nach der Grenze zurückbefördert worden waren. Mit einem 1-Tag-Bisum 325 Kilometer an einem Tag fahren, war uns nicht möglich! — Von der Freien Stadt Danzig kamen wir nach Königsberg und betätigten uns an der Wahl; erlebten die Schandthaten in Ostpreußen, von den Nazis abend ausgeführt! Bei Lititz ging's wieder ins Ausland, nach dem Memelgebiet und Groß-Litauen. In Lettland verlebten wir herrliche Stunden im Kreise der dortigen Genossen. Unermüdet fanden wir hier eine starke, gut fundamentierte sozialistische Arbeiterbewegung vor. Libau, Riga, Walf, wo wir Estland erreichten. In Estland besuchten wir Dorpat, Narva, Reval! Finnland auf dem Landwege über Leningrad zu erreichen, wurde uns verjagt, da wir trotz größter Bemühungen kein Bisum nach dem „proletarischen Staate“ erhielten. Mit dem Schiff erreichten wir Helsinki, die finnische Hauptstadt. Gleich dem Kampf der „Eisernen Front“ ist der Kampf der finnischen Arbeiterklasse gegen die reaktionären „Lappos“.

Die vorgerückte kalte Jahreszeit erlaubte es uns nicht, nach dem Lappland zu kommen und so änderten wir unsere Reise, indem wir von Ubo nach Stockholm fuhren. In 14stündiger, reizvoller Schifffahrt erreichten wir Skandinavien. Stolz ist der Schwede auf seine starken Organisationen. Von Stockholm ging's nach Südschweden und dann nach Dänemark. Hier waren gerade die Reichstagswahlen, die mit einem gewaltigen Stimmzuwachs der Sozialdemokraten endeten, trotzdem sie Regierungspartei seit 3½ Jahren sind! Seeland, Fünen, Jütland ließen wir hinter uns und erreichten bei Flensburg nach fünfmonatiger Abwesenheit wieder Deutschland und befinden uns jetzt im schönen Lübeck, der alten Hansestadt.

Mit dem größten Interesse verfolgt die ausländische Arbeiterklasse den Freiheitskampf der Deutschen gegen den Faschismus. Sehr stark bemerkbar macht sich die von der Papen-Regierung betriebene Jollpolitik, die eine Deutscheindlichkeit aufkommen läßt.

Der weitere Weg führt uns über die Heimat, wo wir das Fest verbringen wollen, dann nach Frankreich, Belgien, England, Spanien, Nord-Afrika. Adolf Wundel.

Wir brauchen 50 000 Notgroschen

Wer will uns im Kampf gegen die Not helfen?

Die Arbeiterwohlfahrt veranstaltet vom 10.—23. Dezbr. eine vom Polizeiamt genehmigte

Haus- und Straßensammlung

unter der Devise: „Wir brauchen 50 000 Notgroschen“. Diese Notgroschen werden dringend für den Winter benötigt, um die Speisung erwerbsloser Jugendlicher und Lediger in verstärktem Maße durchführen zu können und zur Unterstützung von Erwerbslosen wie sonstiger in Not geratener Volksgenossen.

Wir richten daher an die Einwohnerschaft Lübecks die herzliche Bitte, einen Notgroschen für den oben genannten Zweck zu opfern und den Ortsausschuß für Arbeiterwohlfahrt bei Durchführung dieses Liebeswerkes nach Kräften zu unterstützen.

Ortsausschuß für Arbeiterwohlfahrt Lübeck.

NB. Unsere Sammlerinnen und Sammler tragen eine weiße, vom Polizeiamt gestempelte Armbinde und haben einen von derselben Behörde gestempelten Ausweis. Für jeden Groschen erhält der Spender ein Lübecker Bild.

Der Gelehrtenschreibtisch

Was gibt es Neues in der Wissenschaft?

Papier aus Bambus

Unheimlich steigt der Papierverbrauch. Die holzreichen Länder sind ernstlich in Gefahr, ihre Wälder zur Herstellung von Büchern und Zeitungen herzugeben, ohne jedoch dem Bedarf zu genügen. Vergebens müht man sich, den Rohstoff durch verbesserte Holzschliff- und Holzzellstoff-Verfahren zu strecken. In greifbarer Nähe rückt die Papierfabrikation. Die Fachleute halten nach neuen Papierquellen Umschau und suchen besonders Eulapilus, bisher unbeachtete Kiefer-Arten und andere schnellwüchsige Pflanzen für die Papierherstellung zu gewinnen. Unter den Schwierigkeiten ist wohl die größte die, daß die vielleicht brauchbaren Pflanzen meist in Gegenden wachsen, aus denen sie nur unter unwahrscheinlichen Kosten in die Bezirke der lebhaftesten Verarbeitung zu schaffen sind. Der ansichtsreichste Bewerber um den Posten des Papierlieferanten der Zukunft dürfte der Bambus sein. Der Engländer Kait, der das Kiefengras des fernen Ostens seit Jahrzehnten auf seine Eignung zur Papierherstellung untersucht, drückt das Vertrauen, daß er diesem Rohstoff entgegenbringt, kurz im Titel seines neuesten Werkes: „Bambusfabrikation“ aus. In einem großen Sonderinstitut zu Dschura erprobte Kait Verfahren, die eine hohe Ausbeute des Bambus-Rohstoffes bei geringer Arbeitszeit ermöglichen. Nach seiner Berechnung könnten allein aus Burma, Bengalen und Südwestindien alljährlich Bambusmengen ausgeführt werden, die den Papierfabriken der Erde während eines großen Teiles des Jahres genug zu tun gäben. Vorteilhaft ist, daß Bambusfelder schon fünf Jahre nach ihrer Pflanzung geerntet und neu bepflanzt werden können, während Fichtenzwäldungen erst nach dreißig Jahren fahrbereit werden.

Welche Schnelligkeit kann der Mensch ertragen?

Wir reisen viel, wir fahren schnell und hoffen, durch beschleunigte Transportmittel noch viel schneller an das ferne Ziel zu kommen. Die Technik wird es schon schaffen; wird der Mensch es aber auch aushalten? Das Institut für Straßenbau- und Forschung an der Technischen Hochschule Hannover studiert neben dem Gefüge der Wege und den Wagen, die darauf fahren, auch den Menschen, der sich dem Gefährt anvertraut. Eine Bewegung von oben nach unten oder umgekehrt wird uns erst fühlbar, wenn der ganze Körper in der Sekunde 12 Zentimeter gehoben oder gesenkt wird. Am anderen Ende der Fragen, steht das Problem, welches die äußerste beschleunigte Bewegung ist, die wir überhaupt ertragen. Der normale Mensch läßt es sich ohne Schädigung gefallen, wenn er in der Sekunde höchstens 30 Meter fortbewegt wird — sagen die einen; andere gestehen uns sogar 77 Meter in der Sekunde zu. Doch was ist das gegen die Schnelligkeit, mit der wir im Raketenflug dahingetragen werden würden! Insekten sind widerstandsfähiger. Sie wurden in der Sekunde schon 1000 Meter weit fortgeschossen und kamen dabei lebend ans Ziel.

Lehre für Funken

Nach internationaler Vereinbarung müssen Funken telegraphisten zweiter Klasse 100 Morsezeichen in der Minute durch das Gehör richtig aufnehmen. In der ersten Klasse werden 125 Zeichen verlangt, bei Codeworten etwas weniger. Um diese Leistung zu erreichen, übte man die künftigen Funkentelegraphisten bisher so, daß man ihnen die aus Punkten und Strichen bestehenden Zeichen anfangs mit natürlichen Zwischenräumen, aber das Ganze in die Länge gezogen bot. Es war, als ob eine Ohrenlupe das Zeitbild der Morsezeichen vergrößerte. Hierbei gewöhnte der Schüler sich, die einzelnen Teile mit dem Ohr zu erfassen. Dieses Verfahren der Behöraufnahme mußte er jedoch aufgeben und durch ein anderes ersetzen, wenn etwa 80 bis 100 Zeichen in der Minute gegeben wurden. Dann hörte der Schüler auf, Teile von Zeichen zu erfassen, und stellte sich auf Hören des Zeichen-Ganges um. In einem holländischen staatlichen Laboratorium für Psychotechnik ermittelte man ein anderes Lernverfahren als zweckdienlicher. Man gab dort die Reihe der Morsezeichen schon am Anfang schnell hintereinander, wie sie in Wirklichkeit gegeben werden. Der Schüler gewöhnte sich vom ersten Tage an, das richtige Klangbild als Ganzes, unzerlegt, zu erfassen. Die gewährte Erleichterung bestand anfangs darin, daß man die Pausen zwischen den Zeichen zuerst verlängerte und erst allmählich verkürzte.

Versteht der Hund den Menschen?

Mancher Herr eines Hundes unterhält sich mit seinem Liebling wie mit einem Menschen und schwört, das Tier verstehe ihn auch wie ein Mensch. Zweifellos erfährt ein kluges Tier, was man von ihm verlangt, und führt es richtig aus. Darf man daraus schließen, das Tier „verstehe“ im eigentlichen Sinne unsere Sprache? Diese Frage wurde von einem Tierpsychologen, Prof. R. G. Sarris, in der Tat bejaht. Nachdem er viel mit klugen Hunden experimentiert hatte, kam er zu dem Schluß, nicht die Sprachmelodie, nicht der Tonfall, nicht der Stimmumfang der Wörter, sondern recht eigentlich das Verständnis ihres Sinnes lenke den Hund. Als Widerleger dieses Beobachters tritt neuerdings ein scharfsinniger Heidelberger Psychologe, Professor Lagos Gzeoly, auf. Er sagt: daraus, daß der Hund, woran nicht zu zweifeln sei, durch Worte zu sinn-gemäßen Handlungen veranlaßt werden könne, lasse sich durchaus noch nicht folgern, wie das Wort in dem Tier wirksam werde. Die Sprachpsychologie habe dargetan, daß die Sprache nicht schon vorhandene Vorstellungen bezeichne, sondern diese Vorstellungen erst in unserem Bewußtsein hervorbrufe. Wir hätten kein Recht, anzunehmen, daß unsere Sprache im „Innenleben“ des Hundes ebenso wirksam werde wie im Geist des Menschen — eine wissenschaftliche Erklärung, die allgemein erfährt zu werden verdient.